

Nino Haratischwili

DIE  
KATZE  
UND DER  
GENERAL



Roman



ullstein





Nino Haratischwili

DIE  
KATZE  
UNDDER  
GENERAL



Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Lizenzausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage März 2022

© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 2018

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung  
der Frankfurter Verlagsanstalt

Umschlaggestaltung: © Julia B. Nowikowa/Laura J Gerlach  
unter Mitarbeit von zero-media

»Kosakisches Wiegenlied« in der Übersetzung von Richard Pietraß,  
aus: Michail Lermontow. Gedichte und Poeme. Nachdichtungen  
von Andreas Ascharin u. a. Rütten & Loening,

Berlin 1987 © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1987, 2008

Satz: psb, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06667-7

*Schlafe, schlaf mein schönes Kindchen,  
Bajuschki-baju.  
Schaut der Mond durch stille Wipfel  
Deinem Schlummer zu.  
Märchen will ich dir erzählen,  
Summ ein Lied dazu;  
Du, mein Lieb, magst Schäfchen strahlen,  
Bajuschki-baju.*

*Über Felsen braust der Terek,  
Schwappt der Wogenkamm;  
Ein Tschetschene schlüpft ans Ufer,  
Wetzt den Dolch am Klamm.  
Hart sind deines Vaters Narben,  
Die der Kampf ihm schlug:  
Schlafe, schlaf in deinem Nachen,  
Bajuschki-baju.*

*Selber wirst du eines Tages  
In das Schlachten ziehn;  
Kühn besteigen deinen Rappen,  
Das Gewehr am Knie.  
Bald bereite ich dir einen  
Seidnen Sattel zu ...  
Schlafe, schlaf mein liebes Kindchen,  
Bajuschki-baju.*

Michail Lermontow, »Kosakisches Wiegenlied«



## PROLOG: NURA



Sie sah in den Himmel. Durch die dichte Wolkendecke erkannte sie einen schmerzlich grellen Kreis. Sie hatte das Gefühl, dass sie durch das blendende Weiß hindurch die glühenden Knochen sehen könnte, würde sie nur lange genug hinstarren, würde sie nur aushalten, wenn ihre Netzhaut Feuer fing. Aber sie wandte den Blick ab, der Himmel hatte sich in Sekundenschnelle zugezogen, und die Wolken trieben den Nebel in die Schlucht.

Wieder gab es verächtliche Blicke, als sie den Marktplatz betrat, sie wurde vom Geflüster verfolgt. Auch die klebrigen gelben Eidechsenblicke der alten Weiber spürte sie auf ihrer Haut brennen. Bestimmt zerrissen sie sich die Mäuler, weil sie mit unbedecktem Kopf durch das Dorf lief.

Der Nebel zog sich in Windeseile über der Schlucht zusammen. Schwer und leise war er in die Dörfer gekrochen und hatte mit seinem endlosen Maul alle und alles verschluckt. Es bedurfte größter Anstrengung, um das Nächste zu erkennen.

Der Nebel und die feuchte Kälte machten die Menschen angespannter, dünnhäutiger, die ohnehin frostige Stimmung im Dorf war kaum zu ertragen. Auf leisen Sohlen schlichen die Frauen umher, gingen still ihren Alltagsbeschäftigungen nach, während sich die Männer in kleinen Gruppen nachdenklich und geheimnistuerisch in die Hinterzimmer zurückzogen.

Der Winter würde bald mit seiner für diese Gegend gewohnten Schonungslosigkeit über die Schlucht hereinsbrechen. Die Bewohner wappneten sich und stellten sich

auf die frostigen, sternenklaren Nächte und eisigen Morgenwinde ein. Aber es war auch noch etwas anderes, das in der Luft lag, nein, vielmehr lauerte es dort, und sie konnte es nicht in Worte fassen, sie kannte diese Stimmung nicht, sie wusste nur, dass sie nichts Gutes bedeutete. Aber anders als alle anderen wollte sie sich nicht von Sorgen und Ängsten lähmen lassen. Sie wollte sich auf den ersten Schnee freuen, wie sie es jedes Jahr tat. Sie wollte mit der kleinen Asma Schneeballschlachten veranstalten und Schlitten fahren – trotz Mutters Gejammer, dieses Verhalten schicke sich nicht mehr für eine junge Frau ihres Alters. Sie wollte das Knirschen unter ihren Füßen spüren, wollte die weiße Decke von den dünnen Ästen der moosgrünen Tannen schütteln und dabei lachen, sinnlos, einfach so, wie sie es schon immer getan hatte und auch immer noch tun wollte.

Schließlich war es nichts Neues, dass die Alten ihr hinterherzischelten, sie mit ihren Blicken verdammten, sie kannte das, sie war daran gewöhnt, und auch jetzt, trotz der eisigen Stimmung, trotz der schwer in Worte zu fassenden Bedrohung, die in der Luft lag, würde sie sich davon nicht abschrecken lassen, würde keinen Umweg nehmen, um zur Mühle zu gelangen und dort das vorbestellte Mehl abzuholen. Sie würde nicht den Kopf senken. Sie musste nur kurz die Augen schließen und sich Natalia Iwanownas dünne, hauchige Stimme vorstellen, die ihr in ihrem feinen Russisch zuflüsterte: »Was ist das für eine Haltung? Geht so eine stolze Kaukasierin? Mach den Rücken gerade! Eine Frau mit krummem Rücken, mit geduckter Haltung wird sich niemals durchsetzen können! Gut so, wie eine Bolschoi-Ballerina, jawohl! Geht doch! Gut gemacht, Madame! Und nun müssen wir an deiner *Osanka* arbeiten!« Nura hatte schon immer ge-

liebt, wie sie dieses Wort sagte, jede Silbe einzeln betont, und obwohl es nichts anderes hieß als Körperhaltung, bekam es dadurch einen weiteren, einen tieferen Sinn. Es war leicht, sich Natalia Iwanownas Stimme ins Gedächtnis zu rufen, schließlich hatte sie ihr die magische Formel beigebracht, die jede Widrigkeit, jeden lästigen Umstand, jede Zumutung des Lebens erträglicher machte. Ihre Stimme war nach wie vor so lebendig, als hätten sie sich erst gestern voneinander getrennt, und irgendetwas sagte ihr, dass es ihr ganzes Leben lang so bleiben würde. Mit ihren Worten im Ohr umarmte Nura ihren Stolz umso fester und überquerte erhobenen Hauptes und mit kerzengerader Osanka den Marktplatz.

»Du musst dich konzentrieren! Die Fantasie verträgt keine Beliebigkeit und schon gar keine Nachlässigkeit. Du musst sehr präzise sein in dem, was du dir vorstellst!« Der Nebel umhüllte sie jetzt dicht wie eine Pelzstola, und für einen Augenblick glaubte sie, es wäre Natalia Iwanownas Werk, ihre Zauberei, um sie vor den missgünstigen Blicken und vor dem Geflüster zu schützen, das ganz sicher für ihre Ohren verletzend war.

Die Schlucht schlummerte, ließ sich vom Nebel in den Armen wiegen, und die Berge schienen den Atem angehalten zu haben. Immer wieder malte sie sich aus, wie sie eines Tages das Dorf verlassen würde, vielleicht sogar für immer, eine Erkenntnis wie eine Unvermeidbarkeit, diese Gewissheit schien sich in ihren Körper und in ihre Gedanken eingeschrieben zu haben, es war anders nicht denkbar, aber dennoch, wenn sie sich die Szene genau vergegenwärtigte, dann zog sich etwas in ihr zusammen. Und das nicht wegen der Menschen, nein, vielmehr wegen dieser Berge, wegen der Nähe zum Himmel. Hier schien sie nur eine Hand ausstrecken zu müssen, und

schon konnte sie die Wolken streifen, nur eine Arm-  
bewegung, und schon konnte sie den Himmel ertasten,  
und wenn nicht ertasten, so doch zumindest einatmen.  
Das erste und bisher einzige Mal, dass sie in einer Stadt  
gewesen war – und zwar in einer richtigen Stadt und  
nicht in einem dieser umliegenden Provinznester –, war  
sie von dieser Feststellung überwältigt worden, dass dort  
weder die Sterne noch der Himmel sichtbar waren, oder  
vielmehr war ihr der Himmel wie eine Attrappe vor-  
gekommen, er hatte so gewirkt, als hätte ihn ein schlech-  
ter Maler nachzuahmen versucht und wäre dabei kläg-  
lich gescheitert. Damals war sie zehn gewesen und an der  
Hand ihres Vaters durch breite Straßen gelaufen und  
hatte Autos an ihnen vorbeijagen gehört, und obwohl sie  
sich merkwürdig gefühlt hatte, fremd und ungewohnt,  
war es ein wunderbares, ein aufregendes Gefühl gewesen,  
sie hatte etwas auf ihrer Zunge schmecken können, das  
sie bis dahin noch nie geschmeckt hatte und das für sie  
mittlerweile auch einen Namen hatte: Freiheit. Aber viel-  
leicht war dieser Geschmack auch von der Tatsache in-  
tensiviert worden, dass sie dort mit ihrem Vater gewesen  
war, nur sie allein, ohne die Mutter mitsamt ihren Regeln  
und Verboten, und dass Vater ein anderer schien, so  
locker und gut gelaunt, so kindlich verspielt und so  
leicht, als wäre eine tonnenschwere Last von seinen  
Schultern gefallen. Lange war es her ... Und auch die Er-  
innerung an ihn als einen frohen und zufriedenen Mann  
kam ihr mittlerweile fast unwirklich vor.

Der Mühlenbesitzer Avlan wischte die Hände an seiner  
Schürze ab und grinste über beide Ohren. Dann fragte er  
nach der Gesundheit der Mutter und erkundigte sich  
nach den Schwestern. Eigentlich interessierte er sich nur  
für Malika, die Älteste von den dreien. Aber es war ein

hoffnungsloser Fall. Malika war schon längst eines anderen Mannes Frau, und auch er wusste um die Hoffnungslosigkeit seines Verlangens, wollte aber nicht ganz aufgeben, konnte sich noch nicht mit seinem Schicksal abfinden. Schon immer hatte Nura ihn bemitleidet. Es war von Anfang an eine törichte Sehnsucht, niemals hätte Malika ihn zum Mann genommen, und vor allem hätte sich die Gelajew-Familie niemals mit der seinen verschwägert. Er galt als zu weich und zu weibisch für die Berge, eine Art Kollateralschaden für den Taip, unvermeidbar und von minimalem Nutzen, nicht der Hauch eines Kriegers war in seinem Blut, und somit war er auch kein richtiger Nochtscho. Malika aber, die es liebte, gesagt zu bekommen, wo es langging, empfand eine fast erotische Verzückung dabei, sich unterzuordnen. So wäre diese Bindung schon allein aus diesem Grund zum Scheitern verurteilt gewesen.

– Sehr gutes, sehr fein gemahlenes Mehl wie von deiner Mutter bestellt, ganz hervorragend geeignet für Chepalgaschi. Sie ist ja eine wahre Meisterin darin. Ich habe einmal beim Geburtstag deines Großvaters die Chepalgaschi deiner Mutter gekostet und habe den Geschmack immer noch im Mund, himmlisch!

Sie fragte sich, ob er übertrieb, weil er sie für sich einnehmen wollte, oder ob er davon wirklich überzeugt war. Mutter kochte wirklich gut, aber das taten die meisten Frauen im Dorf. Sie lächelte ihm zu und warf einen Blick nach draußen. Der Nebel war noch dichter geworden, graue Mauern hatte er in den Straßen des Auls errichtet.

– Wirklich gemein, dieser Nebel, nicht?

Avlan täuschte eine Art Schüttelfrost vor und grinste dämlich. Am liebsten hätte sie ihn umarmt, aber sie

wusste, dass die beiden Männer, die sich vor dem Eingang unterhielten, sie ununterbrochen beäugten, und da sie kein zusätzliches Ärgernis auf sich ziehen wollte, unterließ sie es und ärgerte sich im gleichen Augenblick über ihre Selbstbeherrschung.

– Und die gute Malika, geht es ihr gut? Besucht sie euch ab und zu?

Avlan konnte sich weitaus weniger beherrschen.

– Spätestens zum Opferfest wird sie kommen, da bin ich mir sicher. Ansonsten ... also, ich hoffe, dass es ihr gut geht.

Sie hoffte es wirklich. Malika hatte vor fast einem Jahr geheiratet und war nach Urus-Martan gezogen. Ob sie glücklich war, wusste man nicht, Mutter jedenfalls hatte sie mit ihrer Heirat sehr glücklich gemacht. Es war ein starker Clan, dem Vater des Bräutigams gehörte eine Seifenfabrik in Urus-Martan, sie galten zwar als *assimiliert*, aber auch nicht als *Speichellecker*, und so war es die Erfüllung eines Traums und gleichzeitig eine Rangerhöhung, die Malika und der ganzen Familie zuteilwurde; nach der Schande, die Vater über die Familie gebracht hatte, eine regelrechte Wiedergutmachung, ein Friedensvertrag. Mutter hatte schon immer auf Malikas Karte gesetzt. Erstens war sie die Gehorsamste, zweitens war sie ein »richtiges« Mädchen mit »richtigen« Mädchenträumen, die sich alle um einen starken und mächtigen Mann drehten, und drittens war sie die Hübscheste. Asma war noch zu klein, und man wusste nicht, in welche Fußstapfen sie einmal treten würde. Und sie selbst, die Zweitgeborene, nun ja, darüber sollte man gar nicht erst reden. Also blieb die Karte Malika, und sie erwies sich als Trumpf. Der Plan ging auf und ließ Mutter einen Moment lang versöhnlich werden. Gegenüber sich, der Welt

und vor allem gegenüber der Vergangenheit, aber dieser Moment sollte nicht lang währen.

Eine Kupplerin aus dem Nachbardorf hatte die Heirat eingefädelt, und Mutter wiederholte immer wieder, was für ein Glück es gewesen sei, dass Malika ein so hübsches Gesicht hatte und darüber hinaus Urus-Martan zu weit entfernt lag, um sich dort ernsthaft um das beschämende Verschwinden ihres Mannes zu kümmern. Malika willigte schon ein, bevor sie ihren Bräutigam überhaupt gesehen hatte, denn sie würde in die Stadt ziehen und einen Ehemann mit einem deutschen Auto bekommen. Es wurde geheiratet. Sie zog weg. Seitdem hatte sie ihre Schwester nur ein einziges Mal gesehen, Malika war mit ihren Schwiegereltern im Hochsommer in das Aul gekommen, weil die Nihaloykskie-Wasserfälle angeblich gut für die Fruchtbarkeit waren, und auf dem Weg dorthin hatten sie einen Abstecher ins Dorf gemacht. Sie trug nun ein Tuch auf dem Kopf, wie es sich für eine verheiratete Frau gehörte, und ein knöchellanges Kleid.

Jetzt aber fragte sich Nura, ob ihre Schwester glücklich war. Und wie Malikas Glück überhaupt aussehen könnte. Würde man es erkennen? Würde man es ihr ansehen? Oder war Malikas Glück farb- und geruchlos, still und unauffällig, verschwommen wie dieser Nebel? Damals war sie sehr still gewesen, stiller als sonst, und hatte etwas verschreckt gewirkt, verunsichert, als hätte sie es verlernt, hier zu sein, in der Nähe ihrer Mutter und Schwestern, im Dorf und nicht in der Stadt, als hätte sie es verlernt, sie selbst zu sein oder vielmehr, als hätte sie sich eine Fassade gebaut und fürchtete nun, dass jemand dahinterblicken könnte.

– Ihre Familie versteht sich gut mit den Russen, nicht?  
Diese Frage erstaunte sie. Avlan schien nie sonderlich am

Weltgeschehen interessiert zu sein. Er würde auch niemals diesen Ort, dieses Dorf verlassen, wenn man ihn nicht regelrecht verjagen würde, dessen war sie sich sicher.

– Ich weiß nicht. Wieso fragst du mich das?

– Nun ja, geht ihr nicht zu den Gasujews fernsehen?

– Manchmal.

– Es hat einen Putsch gegeben, die Russen wollten ihre Vasallen bei uns an die Spitze setzen. Wir haben deren Kampfhubschrauber abgeschossen.

– Wir?

– Ja, die Unseren.

Seine Wortwahl verwunderte sie. Sicherlich verbrachte er viel Zeit im ehemaligen Komsomolclub, dort versammelten sich in letzter Zeit immer mehr junge Männer und besprachen unentwegt irgendwelche »wichtigen Angelegenheiten«, wie Mutter es nannte, was Diskussionen über Politik bedeutete. Wahrscheinlich war auch Avlan dort zugegen und hatte die fremden Worte übernommen, um Eindruck zu schinden.

– Ja, und viele von den Speichelleckern sind festgenommen worden.

Man kam nicht umhin, einen gewissen Stolz in seiner Stimme zu bemerken, sein eifernder Patriotismus erstaunte sie, und das Glühen in seinen Augen, als er das sagte, stufte ihn auf ihrer Sympathieskala auf Anhub herab.

– Ich muss jetzt wirklich los, Mutter und Asma warten ... Es war ihr zum ersten Mal in seiner Nähe unbehaglich geworden, und sie wollte schnell wieder los. Als wäre er aus einem Halbschlaf erwacht, schüttelte er den Kopf, lachte wieder auf seine einnehmende Art auf und überreichte ihr den Mehlsack. Sie verabschiedete sich mit

einem Kopfnicken und trat hinaus. Der Nebel umhüllte sie augenblicklich wie ein warmer Mantel.

Ein paar Schritte weiter wäre sie um ein Haar mit der dicken Gülnaz und ihrem unförmigen Sohn zusammengestoßen. Die Gülnaz war eine richtige Dorfmatrone, und da ihr Ehemann ein paar Rinder hatte und genauso viele Ehefrauen – was ihr wiederum etwas weniger gefiel, auch wenn sie es sich nicht anmerken ließ –, glaubte sie, viele Gemeinschaftsfragen entscheiden und sich überall einmischen zu dürfen. Würde man vom Tratschen zunehmen, müsste sie längst eine Tonne wiegen, hatte Nura einmal zu Asma gesagt und selbst über ihre bildhafte Vorstellung lachen müssen.

Das Kind, das kein richtiges Kind mehr war, aber noch lange nicht erwachsen, hielt Gülnaz' Hand fest und stampfte mit schweren und trägen Schritten hinter ihr her.

– Ach, Nura, du bist es! Hast du mir einen Schrecken eingejagt!, schrie sie auf, und sogar der dichte Nebel konnte nicht verhindern, dass man das viele Gold in ihrem Mund aufblitzen sah.

– Ja, ich bin es, Tante Gülnaz, Verzeihung! Der Nebel ist heute aber auch besonders dicht ...

– Mein Bruder hat gesagt, dass es die Russen sind. Ja, ja, sieh mich nicht so an, man sagt, sie würden jetzt irgendwelche Gase einsetzen, um sich an uns zu rächen und uns, ohne dass wir es bemerken, langsam vergiften ...

– Das glaube ich kaum, Tante Gülnaz!

Sie versuchte, mit einem kleinen Schritt nach vorne anzudeuten, dass sie weiterwollte, aber Gülnaz boykottierte ihr Vorhaben. Sie hatte nämlich noch Dinge loszuwerden, und vor allem wollte sie sichergehen, dass sie auch ja nichts verpasst hatte.

- Was macht deine arme Mutter nun?
  - Wie meinen Sie das, Tante Gülnaz?
- Sie hatte keine Ahnung, worauf die falsche Schlange hinauswollte.
- Nun ja, so alleine mit zwei Mädchen zu Hause, und das in diesen wirren Zeiten ...
- Alles in ihr zog sich zusammen. Am liebsten hätte sie aufgeschrien, hätte ihr ins Gesicht gespuckt und wäre weitergerannt. So viel Schadenfreude, so viel Gier nach dem Leid der anderen war kaum auszuhalten. Wie konnte man mit so viel Frust überhaupt leben, fragte sie sich und zwang sich zu einem Lächeln.
- Alles in Ordnung, Tante Gülnaz. Machen Sie sich wegen uns keine Gedanken.
  - Mach deiner Mutter keine Sorgen, hörst du?, sagte sie mit fast drohendem Unterton und beugte sich ganz nah zu ihr, so dass Nura ihren unangenehmen Atem riechen konnte, ein Geruch nach hartgekochten Eiern und nach etwas Fettigem. - Sie hat bereits genug durchgestanden. Wie gerne hätte Nura ihr eine Ohrfeige verpasst. Und in dem Moment spürte sie die Abwesenheit von Natalia Iwanowna am schmerzlichsten. Normalerweise wäre sie nach solch einem Vorfall zu ihr gerannt und hätte sich wie ein Donner bei ihr entladen, hätte dort gewütet und alles zum Teufel geschickt, bis sie sich wieder beruhigt und ihre Zuversicht wiedergewonnen hätte. Aber jetzt, ja, jetzt musste sie die Bitterkeit, den Zorn herunterwürgen, sich dabei sogar zu einem Lächeln zwingen.
  - Auf Wiedersehen!, murmelte sie nur und setzte ihren Weg durch den Nebel fort, als der Junge, der vorher apathisch neben seiner Mutter gestanden hatte, ihr plötzlich die Zunge rausstreckte und spuckend etwas ausstieß. Zuerst verstand sie nicht, was es war, aber nachdem sie

sich etwas entfernt hatte, konnte sie die Laute besser deuten. »Hure« hatte er ihr hinterhergerufen. Gülnaz muss ihm den Mund zugehalten haben, denn er verstummte abrupt und wieder herrschte die alles umfassende Stille.

Sie durfte nicht die Kontrolle verlieren. Sie durfte diesen Hinterwäldlern nicht noch einen Grund mehr liefern, über sie und die Ihren zu tratschen. »Einfach weiteratmen, tief und gleichmäßig weiteratmen«, hörte sie wieder Natalia Iwanowna in ihr Ohr hauchen. Wie furchtbar sie sie doch vermisste! »Atmen und dann den Filter wechseln!«

Das tat sie, wenn die Welt um sie herum zu fest wurde, zu hart, zu unbehaglich, dann schaltete sie einfach die Realität aus, wechselte sie aus wie einen Farbfilter. Das war gar nicht schwer, nur die Augen schließen und sich in eine andere Realität versetzen, mit jedem ihrer Sinne, mit der allerhöchsten Konzentration, und dann war schon alles anders, sie wurde zu einer anderen, austauschbaren Person, eben zu dem, was sie sich vorzustellen vermochte, was ihre Vorstellungskraft bereit war zuzulassen. Und mit jedem Tag, jedem Monat, jedem Jahr wurde sie darin kühner und waghalsiger. Früher, da wagte sie in ihrer Vorstellung höchstens ein Szenario, in dem sie eine Ärztin war, irgendwo in einer großen Stadt voller schöner Parks und Attraktionen. Einer Stadt, die einer Kirmes glich. Bunt und grell und voller Musik, voller Vergnügen, und sie mittendrin, von der Arbeit eilend, die sinnvoll und wichtig war, am besten in der Chirurgie, am besten da, wo es mindestens um Leben und Tod ging, und selbstverständlich würde sie dem Leben immer zum Sieg verhelfen und danach an den Buden mit Zuckerwatte und den schönen Karussells vor-

beimarschieren und lachen und Eis essen, in einem wunderschönen Kleid, mit offenen Haaren. Sie entdeckte, wie sie ihre Fantasie trainieren konnte, dressieren wie ein gehorsames Pferd. Und so lernte sie, immer tollkühnere und schrillere, immer abenteuerlichere Geschichten zu erfinden. Wenn sie sich zum Beispiel nicht allzu sehr anstrengen wollte, dann war sie einfach eine Prinzessin, das kostete gar keine Mühe. Aber auch nicht irgendeine beliebige, sondern eine japanische. (Sie hatte einmal in der alten Dorfbibliothek, die voller sozialistischer Propagandabücher war, eine zerfledderte Zeitschrift entdeckt, eine alte Modezeitschrift, in der alles in lateinischer Schrift geschrieben stand, in einer fremden und schön anmutenden Sprache, und in der schöne, gut gekleidete Frauen abgebildet waren. Und dort gab es eine adrette junge Dame, die sich als eine japanische Prinzessin erwies, mit dem exotischen und Fernweh weckenden Namen Michiko – so viel hatte sie entziffern können.) Sie trug schicke Kostüme und winkte dem Volk von einem kaiserlichen Palast aus zu, der vollständig vergoldet war. Aber in letzter Zeit war sie meist María. Die wunderschöne María aus der mexikanischen Telenovela *Simplemente María*, die sie zusammen mit den anderen Dorffrauen allabendlich bei den Gasujews im Fernsehen sah – man hatte den Fernseher wegen des großen Andrangs mithilfe eines mit Klebestreifen zusammengefügtten Verlängerungskabels in den Hof gestellt, damit alle Platz finden konnten. Dort ging es um das einfache Bauernmädchen, die titelgebende María, die es trotz aller Widrigkeiten und Hindernisse zu einer ruhmreichen Modedesignerin schaffte, die alle sozialen Hürden überwand, obwohl sie ihre Liebe zum reichen Juan Carlos del Villar Montenegro nicht leben durfte. Es war schön, María zu sein.